„Eine Art von Gegenwelt“

„Christen im geeinten Deutschland – Zwanzig Jahre danach“ – Symposion der Kommission für Zeitgeschichte in Erfurt

VON REINHARD NIXDORF

Erfurt (DT) Kaum ein Ereignis hat Deutschland so stark verändert wie der Fall der Mauer vor zwanzig Jahren. Politische Bücher analysieren das Jahr 1989. In Erinnerungsliteratur versuchen Prominente, ihr Wirken bei den damaligen Ereignissen ins rechte Licht zu rücken. Kein Tag vergeht, ohne dass das Fernsehen oder Radio daran erinnert, was „heute vor zwanzig Jahren“ geschah. Als „Revolution der Pastoren“ ging die friedliche Revolution in der DDR in die Geschichte ein, viele ihrer Träger waren in den Kirchen geistig beheimatet. Aber so klar dieser Begriff den Anteil der Christen an der „Revolution der Kerzen“ auch bestimmt, von der Kirche ist wenig die Rede. Welche Rolle die katholische Kirche spielte, als die Mauer fiel, diese Frage habe noch nicht „die nötige Aufmerksamkeit in unserem Land gefunden“, stellte der Mainzer Kardinal Lehmann am Freitagabend bei einem Vortrag im Auditorium Maximum der Universität Erfurt fest. Der Kardinal hielt das Eröffnungsreferat einer Tagung der katholischen „Kommission für Zeitgeschichte“, die am Wochenende in Erfurt unter dem Titel „Christen im geeinten Deutschland. Zwanzig Jahre danach“, für Information und Klärung sorgen wollte.

Sieht man vom Eichsfeld ab, befanden sich die Katholiken in den neuen Bundesländern seit der Reformation in der Minderheit. Atheistische Propaganda und eine repressive staatliche Religionspolitik sorgten in vierzig Jahren Realsozialismus aber dafür, dass auch der Anteil der evangelischen Christen an der Gesamtbevölkerung drastisch sank: von neunzig auf etwa zwanzig bis dreißig Prozent.

Loyale Distanz und politische Abstinenz

Die Christen sind eine Minderheit in einer heidnisch gewordenen Umwelt. Kardinal Lehmann beschrieb die Position der katholischen Kirche in der DDR denn auch als „Minderheit in der christlichen Minderheit“. Trotz der repressiven Kirchenpolitik der SED habe die katholische Kirche in der DDR eine „Art von Gegenwelt“ bilden können. Dem DDR-Staatssicherheitsdienst sei keine große Einflussnahme gelungen. Das Verhältnis zum kommunistischen Regime charakterisierte der Kardinal mit den Begriffen der „loyalen Distanz“ und der „politischen Abstinenz“. Dass sich die katholische Kirche zu dieser politischen Abstinenz nicht allein aus theologischen Gründen entschlossen habe, deutete Lehmann

Eine Lektion der Wende von 1989: Courage zum friedlichen Bekenntnis und politischen Engagement lohnt sich. Das Foto zeigt ein Plakat an der Leipziger Nikolaikirche. Foto: dpa

an, wenn er sie „als Preis für die Einheit des Bistums Berlin, speziell für den Zugang des im Ostteil residierenden Bischofs zum Westteil der Stadt“ bezeichnete. Politische Abstinenz sei nicht gleichbedeutend mit Sprachlosigkeit und fehlenden Kontakten zwischen Staat und Kirche gewesen: Bischöflich Beauftragte hätten mit dem Staat verhandelt. Auch habe die politische Abstinenz nicht ausgeschlossen, dass die katholische Kirche aus theologischen Gründen zu gesellschaftspolitischen Themen Stellung bezogen habe – etwa 1972 zur Abtreibungsgesetzgebung, 1974 zum Bildungssystem in der DDR oder 1981 zur Jugendweihe.

In ihrer Grundkonstellation sei diese politische Abstinenz aber erhalten geblieben, hob Kardinal Lehmann hervor. Zur Gesellschaft habe sich die Kirche aber geöffnet – unter dem Einfluss der Perestrojka in der damaligen Sowjetunion. Das habe sie vor einer irritierenden Identifikation mit dem SED-Staat bewahrt. Joachim Wanke, der Bischof von Erfurt, stützte diese Beobachtung, wenn er von einem wachsenden Selbstbewusstsein der DDR-Katholiken seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sprach. Den Anteil der katholischen Kirche an der eigentlichen Wende schätzten beide als eher gering ein. Kardinal Lehmann beschrieb den Fall der Mauer als Ergebnis eines „Schreis nach Freiheit“. Es sei unangemessen, die „sanfte Revolution“ als „protestantische Revolution“ zu verstehen, meinte Lehmann. „Selbstverständlich spielten nicht nur die zahlenmäßig größere evangelische Kirche, sondern auch ihre Friedensgebete mit dem Eintreten für Gewaltlosigkeit eine große Rolle, die niemand leugnen wird.“ Aber auch viele Katholiken seien an der Bewegung beteiligt gewesen. Insgesamt aber sei der Träger der sanften Revolution eine breite Bürgerbewegung gewesen. Dieser Bewegung hätten neben der evangelischen Kirche auch ökumenische Initiativen Raum gegeben, in denen sie demokratische Spielregeln einüben und ihre Forderung nach Freiheit formulieren konnte.

Angesichts der Minderheitssituation der Christen erstaunt der große Anteil von Katholiken und Protestanten, die sich seit Beginn der neunziger Jahre in den wiederbegründeten Ländern politisch engagierten. Die Christen hätten „in weit überdurchschnittlichem Maß Verantwortung übernommen“, sagte der frühere thüringische Ministerpräsident Bernhard Vogel. Sie seien unbelastet gewesen, bei vielen habe sich zudem der Wunsch aufgestaut, endlich politisch aktiv werden zu können. „Dass eine Partei mit dem ‚C‘ in ihrem Namen in Wahlkreisen mehr Stimmen erhält als Christen in diesen Wahlkreisen wohnen, ist eine Tatsache, die man nicht unterschätzen sollte“, sagte der frühere Ministerpräsident von Thüringen.

Innerhalb der Kirche kam die Einheit schnell voran. Schon im November 1990 integrierte sich die Berliner Bischofskonferenz in die nun gesamt-deutsche Bischofskonferenz – also weit bevor in der Volkskammer der Beitrittsantrag zur Bundesrepublik gestellt worden war. Auch die Laien fanden im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken zusammen. Nun bewährte sich, dass schon vor der Wende Caritas, Verbände und Studentengemeinden als Klammern zwischen Ost und West gewirkt hatten. Als Beispiel nannte Kardinal Lehmann die Beziehungen zwischen den Studentengemeinden in Mainz und Jena.

Was ihre Position in der Gesellschaft angeht, sind die Fragen und Herausforderungen, mit denen die Kirche im Osten Deutschlands konfrontiert wird, heute fast deckungsgleich mit dem Westen. Sie muss sich mit dem dramatischen gesellschaftlichen Wandel der letzten vierzig Jahre auseinandersetzen. Als Schlagworte dieses Wandels nannte der Mainzer Historiker Andreas Rödder Begriffe wie Selbstverwirklichung, Pluralisierung der Lebensstile und neue Formen des Zusammenlebens. Verspätet vollzogen die Menschen in den neuen Ländern diesen Wandel nach der Wende. Die Tendenz dazu habe es freilich schon zu Zeiten des real existierenden Sozialismus gegeben, hob Professor Rödder hervor. 1988 habe etwa eine vertrauliche Expertise des Direktors des Zentralinstituts für Jugendforschung über „geistig-kulturelle Prozesse in der DDR“ von einem Mentalitätswandel gesprochen, der dem westlichen Wertewandel schon ähnelte, zumal er, wie die Studie feststellte, im wesentlichen über das Westfernsehen über die Grenzen geschwappt sei. Die Menschen forderten die Anerkennung ihrer Individualität und Selbstbestimmung, wehrten sich gegen Gängelei, und strebten nach echter gesellschaftlicher Mitverantwortung, hieß es weiter – Forderungen, denen Honecker und seine SED freilich nur zum Preis ihrer eigenen Abdankung hätten entgegenkommen können. So trifft das Dilemma der Moderne die Menschen in Ost und West gleichermaßen: „Erhebliche Freiheitszuwächse und erweiterte Möglichkeiten der Selbstbestimmung, nicht zuletzt ein partnerschaftlicher statt autoritärer Umgang mit Kindern, gehen einher mit einem dramatischen Rückgang von Geburten, mit dem Verlust von langfristigen Bindungen und der „Zerschlagung der Gewissheit“, sagte Professor Rödder und fügte hinzu: „Was freilich in den achtziger Jahren als große Errungenschaft der Postmoderne gefeiert wurde – radikale Pluralität – offenbart heute seine Kehrseite: ein Defizit an Sinn und Verbindlichkeit.“

Mehr Neugier als Ablehnung: Heidentum als Chance

Es besteht also ein Wunsch nach Sinnfindung und dies dürfte die Kirchen nach Jahren aggressiver atheistischer Propaganda eine neue Chance bieten, sich mit dem Evangelium neu zu positionieren. Das bare Heidentum habe zur Folge, dass die Menschen im Osten Deutschlands dem Christentum eher neugierig als ablehnend gegenüberstünden, stellte ein Teilnehmer fest. Und so sieht sich das Bistum Erfurt in der Position des missionarischen Vordenkers. In einem abschließenden Vortrag in der Erfurter Brunnenkirche forderte Bischof Wanke mehr missionarischem Elan – und einen neuen Stil. Die Christen müssten so reden lernen, dass sie auch in einer Gesellschaft der „religiös Unmusikalischen“ verstanden würden. „Wer keinen Himmel kennt, bekommt mit der Erde Probleme. Und wer Gott ausblendet, versteht sich selbst nicht mehr“, sagte Bischof Wanke. Die friedliche Revolution vor zwanzig Jahren habe der Aufgabe, den christlichen Glauben „auf mitteldeutsch zu buchstabieren“, Rückenwind gegeben. „Erste Gehversuche in dieser Aufgabe hat unsere Erfurter Ortskirche schon gemacht. Es gilt, sie geduldig und zuversichtlich fortzusetzen.“

Der Königsweg führt über die sorgfältige Lektüre der Texte

Offen und sportlich: Die „Generation Benedikt“ setzt sich in einem Workshop mit aktuellen Fragen um das Zweite Vatikanische Konzil auseinander

VON MARTIN BÜRGER

Bonn (DT) Seit 1965 ist das Zweite Vatikanische Konzil Gegenstand brisanter Debatten rund um den Kurs der katholischen Kirche. Spätestens mit der Anfang des Jahres von Papst Benedikt XVI. vorgenommenen Aufhebung der Exkommunikation der vier Weihbischöfe der Piusbruderschaft wurde dies wieder nachdrücklich ins Bewusstsein gerückt. Um die Problematik für junge Menschen verständlich zu diskutieren, lud die Jugendinitiative „Generation Benedikt“ am Samstag zu einem Workshop unter dem Titel „Zweites Vatikanisches Konzil – zwischen Geist und Gespenst?“ ein. Während sonst nach Angaben der „Generation Benedikt“ etwa vierzig Leute an den Workshops teilnehmen, konnte Nathanael Liminski, der als einer der Sprecher der „Generation Benedikt“ souverän durch die Veranstaltung führte, weit über hundert Gäste aus allen Teilen Deutschlands in Bonn begrüßen.

„Offen und sportlich“ sollte es nach Willen der Veranstalter bei den Diskussionen zugehen. Begonnen hatte der Workshop feierlich mit einer heiligen Messe, die als Hintergrund für die Podiumsdiskussion zur Liturgiereform in der außerordentlichen Form des römischen Ritus in der Kapelle des Priesterseminars für die Erzdiözese Köln gehalten wurde.

In der Katholischen Hochschulgemeinde Bonn setzte sich der emeritierte Kölner Weihbischof Klaus Dick mit der „liturgischen Spiritualität von Papst Benedikt XVI. im Lichte des Zweiten Vatikanums“ auseinander. Der in der Liturgiekonstitution des Konzils angesprochene Primat Gottes sei auch kennzeichnend für den Stellenwert der Liturgie für den Heiligen Vater. Bedeutsam sei ferner, dass Josef Pascher als Direktor des Münchner Priesterseminars zur Zeit Joseph Ratzingers für eine Priesterausbildung aus dem Geist der Liturgie heraus gesorgt habe. Niemand kenne das Konzil so gut wie Benedikt XVI., der von Anfang an als theologischer Berater für Kardinal Joseph Frings daran mitwirken durfte. Die immer wieder zu hörende Auffassung, Joseph Ratzinger wolle nun als Papst „hinter das Konzil zurück“, bezeichnete Dick als „blanken Unsinn“. Die negativen Seiten der Liturgiereform habe der Heilige Vater damals nicht voraussehen können. Manche Dinge seien gegen den ausdrücklichen Willen der Liturgiekonstitution umgesetzt worden, etwa hinsichtlich der Funktion des Altars: „Noch nie ist der Altar so entsetzlich degradiert worden.“ Nach Meinung des Papstes beruhe die Kirchenkrise „weitgehend auf dem Zerfall der Liturgie“, erklärte der Weihbischof. Der Heilige Vater führe seine Maßnahmen indes immer in aller Ruhe und Überlegenheit aus, niemals übereilt. Das Motu proprio Summorum Pontificum etwa war nicht primär für die Piusbruderschaft gedacht, sondern sollte einen Grundfehler, nämlich die faktische Abschaffung der alten Liturgie, korrigieren. Papst Benedikt betrachte die Kirche nicht als eine einfache Institution, sondern vielmehr als ein Sakrament. Es gehe ihm in seinem Pontifikat um eine „echte, wirkliche, tiefe Erkenntnis, was Kirche, was Eucharistie, was Liturgie bedeutet“.

Warnungen vor dem „neuen Klerikalismus“ in der Liturgie

Bei der nachfolgenden Podiumsdiskussion zum Thema „Das Zweite Vatikanische Konzil als liturgischer Aufbruch?“ stach vor allem der Freiburger Liturgieprofessor Helmut Hoping hervor. So richteten sich denn auch die meisten Fragen der Zuhörer an den theologischen Berater der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz. In Bezug auf Eingriffe von Priestern in das Messbuch durch Auslassungen und Hinzufügungen warnte der Ständige Diakon vor einem „neuen Klerikalismus“. Sein Mitdiskutant Josef Dirnbeck, Schriftsteller und Autor moderner Meditationstexte, wies mit Blick auf die Gebetsrichtung, wie sie heutzutage in den meisten Gemeinden anzutreffen ist, darauf hin, dass die Gemeinde sich als Leib Christi verstehe, wenn sie sich um den Altar versammelt. Dem entgegnete Hoping, eine Zelebration „versus populum“ in der heutigen Form habe es in der Geschichte der Kirche nie gegeben. Er persönlich habe damit sein größtes Problem. Die Gemeinde erwecke auf diese Weise eher den Eindruck eines geschlossenen Kreises.

Als dritter in der Diskussionsrunde stellte Pfarrer Guido Rodheudt aus dem Bistum Aachen fest, das Konzil habe sein Ziel noch nicht erreicht. Im Rahmen der neuen Liturgie kritisierte er besonders die Form der Fürbitten. Der Friedensnobelpreis für den amerikanischen Präsident Obama sei für die Fürbitten nicht relevant: „Liturgisches Gebet hat immer einen gewissen Grad der Allgemeinheit.“ Professor Hoping pflichtete ihm bei und sagte, aktuelle Fürbitten könnten sogar zu einer Spaltung der Gemeinde führen, weshalb Politisierungen und Moralisierungen strikt zu vermeiden seien. Der Idealtypus der „oratio fidelium“, wie die Fürbitten offiziell heißen, fände sich in der lateinischen Kirche am Karfreitag.

Der für den theologischen Disput Beauftragte des deutschen Distrikts der Piusbruderschaft (FSSPX), Pater Matthias Gaudron, stellte sich Liminskis kritisch und offen geführtem Interview über Fragen zur Liturgie und zum Kurs der Bruderschaft seit Beginn der sogenannten „Piuskrise“. Die Kritik der Bruderschaft an der neueren Form des römischen Ritus ist weithin bekannt. Gaudron machte indes klar, dass die Gültigkeit nicht in Frage gestellt werde. Man könne die neue Messe sogar mit fast der gleichen Andacht feiern wie die alte, wenn man sich die „konservativsten Formen“ herausuchen würde. Der Frage nach Fehlern der Bruderschaft im Verlauf der Krise, zumindest in der Kommunikationspolitik, wich Gaudron aus. Entschuldigend verwies er darauf, dass ein allgemeines Verständnis der von der Bruderschaft angesprochenen Probleme in der medialen Öffentlichkeit nicht vorausgesetzt werden könne und es zu „Missverständnissen“ gekommen sei.

Im Hinblick auf den Dialog zwischen der FSSPX und dem Heiligen Stuhl – am 26. Oktober war offizieller Auftakt zu den Gesprächen – erklärte Pater Gaudron, was das Anliegen der Bruderschaft sei: „Es geht nicht um irgendwelche Frömmigkeitsformen, sondern um den Glauben.“ Während die Frage der Liturgie mittlerweile soweit geklärt sei (die Annahme gewisser Anpassungen wie der Vortrag der Lesungen auf Deutsch sei „völlig klar“), müsse besonders die Frage der Rezeption des Konzils besprochen werden. Es gelte, Zweideutigkeiten zu klären und, soweit nötig, Korrekturen vorzunehmen. Hierbei gehe es vor allem um die Religionsfreiheit sowie die Frage, ob andere Religionen und Konfessionen Mittel zum Heil sein können. Die „Toleranz der traditionellen Meinung“ wäre schon ein Fortschritt, so der 44-Jährige. Ähnlich dem Generaloberen der FSSPX, Bischof Bernard Fellay, vermutete auch Pater Gaudron, dass es schlussendlich auf „eine Art Personalprälatur“ als kirchenrechtliche Struktur für die Bruderschaft hinauslaufen werde.

Unter der Leitfrage „Das Zweite Vatikanum – ein Traditionsbruch?“ folgte die letzte Podiumsdiskussion des Tages, an der Professor Thomas Söding von der Bochumer Ruhr-Universität, Peter Düren aus Augsburg und ZdK-Generalsekretär Stefan Vesper teilnahmen. Auf die Frage nach Besonderheiten des Konzils unterstrich Vesper einerseits das sogenannte „aggiornamento“ (Öffnung der Kirche), andererseits die Akzentuierung der Bedeutung der Laien. Das Zweite Vatikanische Konzil sei der Referenzpunkt für alle Katholiken. Peter Düren stimmte ihm diesbezüglich zu, verortete das Problem der Anerkennung des Konzils jedoch eher am linken als am rechten Rand der Kirche. Einfach und deutlich seine Empfehlung: „Da hilft nur eins – man muss sich mit den Texten auseinandersetzen.“ Insgesamt eher blass blieben die Ausführungen von Thomas Söding. Einzige Positionierung seinerseits: Die „Petition Vaticanum II“ habe er nicht unterzeichnet und sehe die ganze Aktion auch mehr als politisches Instrument.

Fazit des Tages: Das Konzept der „Generation Benedikt“, durch die Auseinandersetzung im Rahmen von Workshops eine Grundlage für die eigene Argumentation im jeweiligen Umfeld zu schaffen, dürfte voll aufgegangen sein. Gemäß ihrem Charakter als Mediennetzwerk macht die „Generation Benedikt“ die Vorträge und Diskussionen in Bälde auch als Videodatei im Internet verfügbar.

Anzeige

Mit Kath.Net zum Weltpriestertreffen nach Rom

7. bis 12. Juni 2010 - Mit Manoppello und Subiaco

Busfahrt ab Österreich (Linz,Salzburg,Innsbruck)

Info: kath.net, Postfach 18, A-4015 Linz E-mail: rom@kath.net

Tel.: 0043-650-5284638 oder www.kath.net